



DIE SPUR DER
DONNERHUFE

Nebelberge



KATHRYN LASKY

Ravensburger

Pego stieg zwei- oder dreimal. Dann fing er an zu bocken. Der Boden bebte. Der Häuptling und sein Hund duckten sich, waren aber gleichzeitig so fasziniert von dem Spektakel, dass sie den Blick nicht abwenden konnten. Doch so schnell, wie es angefangen hatte, war auch alles wieder vorbei. Das Pferd, auf dessen Fell der Schweiß glitzerte, stand plötzlich ganz still da. Der Häuptling wagte nicht zu atmen, denn was als Nächstes passierte, war wirklich erstaunlich. Die riesige Kreatur kam langsam, beinahe unterwürfig auf ihn und seinen Hund zu. Pego blieb ein Stück vor ihm stehen und ließ sich langsam und für seine Größe ungewöhnlich mühelos auf die Knie sinken, eine Geste der Unterwerfung und des absoluten Gehorsams. Sein dunkles Fell reflektierte immer noch das Sternenlicht. Es sah aus, als wäre ein Stück vom Himmel aus der Nacht herausgerissen worden – als wäre ein Himmelsgott herabgestiegen, um einen menschlichen Gott zu ehren.

Pego war überrascht, denn der Häuptling saß recht sicher auf ihm. Er hatte ein grobes Halfter aus Seilen geknüpft und ihm ein Gebiss aus einem Knochen ins Maul gelegt, mit dem er Pego lenken konnte, wohin er wollte. Natürlich hatte er keinen Sattel, aber er hatte Pego eine Decke übergeworfen. Er besaß auch keine Sporen. Aber die brauchte er auch nicht. Pego und der Häuptling verstanden einander. Gleichrangig waren sie jedoch nicht. Das war wichtig. Der Häuptling hielt Pego tatsächlich für einen Gott und war überzeugt, dass das Pferd ihm Macht verleihen würde, so viel Macht, dass er nicht nur Häuptling sein, sondern auch über seine Leute und die anderen Stämme herrschen konnte: über das Volk vom Blauen Hirsch, das Knochenfluss-Volk, den Stamm von Laufender Bär und den Stamm vom Salzvolk. Er würde sie alle unterwerfen. Sein Reich würde riesig sein und bis zu den Bergen reichen, auf denen der Legende zufolge weitere Götter hausten.

Die Leute vom Feuerfluss waren beeindruckt. Seine Frau kuschte jetzt noch mehr vor ihm und bereitete ungefragt einen Maisbrei für das Pferd zu. Als Pego den Häuptling durchs Lager trug, wichen die Menschen ihnen aus. Sie bebten vor Furcht und Verehrung.

Respekt, dachte der Häuptling.

Veneración, dachte Pego in der Sprache der alten Heimat.

„Herrscher“, wisperte der Häuptling.

Dios, wieherte Pego gedämpft.

Tyrann und Teufel, dachte Pinyot, die Frau des Häuptlings. Sie zitterte so heftig, dass ihr fast der Topf mit dem Getreide aus den Händen fiel, das sie gerade über dem Feuer geröstet hatte.

Das gefiel dem schwarzen Hengst. Ihre Angst und die Angst der anderen Leute nährten ihn fast genauso gut wie der Mais, den die Frau ihm brachte. Sein bisheriger Besitzer El Miedo träumte von Gold und Unterwerfung und wollte der König dieser neuen Welt

werden. Aber er, Pego, konnte ein Gott sein – und Könige dienten den Göttern. Und falls es der Dummkopf vergessen hatte: Götter konnten Könige mit einem Bock von ihrem Rücken werfen.



JUNIORS TRAUM

Kojote Junior schreckte aus dem Schlaf hoch, denn die merkwürdige Unterhaltung mit der Eule ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. „Ich habe eine Aufgabe. Ich wurde auserwählt. Aber wozu?“

Die Eule hatte gesagt, dass er eine Mission zu erfüllen hatte. Aber das konnte sie unmöglich ernst gemeint haben. *Wie kann ich ihnen helfen, wenn ich meinen Vater rächen muss? Und selbst wenn ich wüsste, wie ich ihnen helfen soll, würden sie mir niemals trauen. Der Junge trägt den Pelz meines Vaters auf den Schultern und seinen Schädel auf dem Kopf. Braucht er noch einen Kojotenpelz, um sich warm zu halten? Noch einen Schädel?*

„Auserwählt?“, murmelte er. „Auserwählt, den Pferden zu helfen?“

Den ganzen Tag, die Nacht über und auch am folgenden Tag beobachtete Kojote Junior die Herde. Ursprünglich hatte er sie verfolgt, wie er es auch bei jedem anderen Feind tun würde, aber schon bald kannte er sie besser, als er je ein Tier gekannt hatte.

Die junge Stute Estrella war besorgt. Das war eindeutig. Sie murmelte selbst im Schlaf vor sich hin. Obwohl Junior noch nie ein Wort mit ihr gewechselt hatte, spürte er ihre Unruhe. Er belauschte auch die Unterhaltungen der beiden alten Stuten, die kein bisschen beunruhigt zu sein schienen. Er spürte aber, dass die beiden sanft und freundlich waren.

So etwas darfst du nicht denken, ermahnte er sich. *Dieser Junge trägt den Pelz deines Vaters*. Und Kojotes Ehre verlangte, dass er den Tod seines Vaters rächte. Einer von ihnen musste sterben, Auge um Auge. Aber wer sollte die Schuld bezahlen? Der Junge, der den Schädel seines Vaters trug? Das wäre Gerechtigkeit – oder?

Der Junge hatte am ehesten Juniors Größe, aber er war flink und wachsam. Die Junghengste Verdad und Cielo waren neugierig, ließen sich aber auch schnell ablenken. Junior, der seit dem Sonnenuntergang hinter einem dichten Salbeigestrüpp hockte und sie beobachtete, wechselte seine Position. Er spürte, dass der Wind drehen würde. Der blinde Hengst merkte es ebenfalls. Er schien Dinge zu wissen, bevor sie geschahen. Junior lebte mit der ständigen Angst, dass der Alte, den sie Espero nannten, ihn entdeckte. Er

wusste, was die Pferde mit ihm machen würden, wenn sie seine Witterung aufnahmen, denn er trug eine grausige Familiengeschichte mit sich. Die Geschichte seines Vaters, der die erste Herde nicht nur einmal verraten hatte.

Und doch fühlte sich Junior zu ihnen hingezogen – zu der furchtlosen Jungstute, dem weisen alten Espero, dem verlässlichen Maultier Yazz. Zu den beiden alten Stuten Corazón und Angela, den mutigen Hengsten Grullo, Arriero und Bolero und den Junghengsten Verdad und Cielo. Auch wenn sie keinen gemeinsamen Blutstropfen hatten, war diese Herde eine Familie. Junior war niemals ein Teil von etwas gewesen und jetzt fühlte er sich hin- und hergerissen. Einerseits sehnte er sich danach, einer solchen Familie anzugehören. Aber andererseits musste er seine Ehre wahren und die Herde zerstören.

Fährtensucher waren ausgeschickt worden, denn es gab Hinweise darauf, dass die erste Herde nicht mehr weit entfernt war. Einige Männer ritten Pferde, andere saßen auf Maultieren. Jacinto schnupperte, klappte seine langen Ohren vor und zurück und ignorierte den Mann, der schwer im Sattel hockte.

Jacinto hatte längst beschlossen, dass er dem miesen Späher auf seinem Rücken nichts verraten würde, falls er wirklich auf Spuren der ersten Herde stieß, der sich seine alte Freundin Yazz angeschlossen hatte. Er verfluchte sich immer noch dafür, dass ihm in der Nacht, in der Yazz entkommen war, der Mut zur Flucht gefehlt hatte. Aber da waren die Dinge in El Miedos Stallungen noch nicht so ausgeartet. Und Jacinto war zu dieser Zeit noch ein anderer gewesen – ein gutes und gehorsames Maultier. Doch El Miedos Gier nach Gold, nach mehr Pferden und nach Macht wuchs von Tag zu Tag. Er war nie ein besonders netter Mensch gewesen, aber er wurde noch brutaler, als er hörte, dass der Sucher, sein Erzrivale, im Süden Gold gefunden und Eingeborene versklavt hatte.

Plötzlich wurde den Tieren noch mehr abverlangt. Maultierfohlen, die kaum zwei Monate alt waren, wurden angeschirrt und grausam geprügelt, wenn sie die Karren, die für doppelt so große Maultiere gedacht waren, nicht ziehen konnten. Sogar einige der wertvollen *Pura-Raza*-Pferde wurden vor die Lastkarren gespannt. Das wäre in der alten Heimat undenkbar gewesen. Es war nicht nur eine Beleidigung der edlen Blutlinien der Berber und Genetten, die Pferde waren auch denkbar ungeeignet für diese Aufgabe. Sie waren gute Kriegspferde – gehorsam, schnell und von einer kraftvollen Anmut. Aber konnten sie einen voll beladenen Karren ziehen? Nicht wirklich. Keines von ihnen war so belastbar wie ein normales Zugpferd oder ein Maultier. Und deswegen bekamen auch sie Prügel, bis das Blut floss. Die Brutalität wuchs im selben Maße wie sich die Anzahl der Tiere verringerte.

Auch Jacinto wurde immer widerspenstiger, sein Rücken war von Striemen übersät.

Aber das Maultier war nicht einfach nur stur, es hatte die anderen Tiere um sich geschart und ihnen von Yazz' mutiger Flucht erzählt. El Miedo wurde schon bald misstrauisch. Natürlich verstand er Jacintos Maultierlaute nicht, doch er spürte, dass sich das Tier zu einer Art Anführer entwickelte, und sperrte Jacinto deshalb im Stall ein. Aber seine alten Freunde kamen ihn trotzdem besuchen. Durch die Ritzen unterhielten sie sich halblaut. Vor allem Abelinda hörte aufmerksam zu. Sie redeten lange darüber, wie Yazz entkommen war und wieso sie in jener Nacht nicht auch geflohen waren.

Es war wirklich erstaunlich, wie sich die Grausamkeiten ausbreiteten. Der Junge, der die Wassereimer zu den Trögen schleppte, war zwar nicht besonders klug, aber eigentlich immer ganz nett gewesen. Doch nachdem er gesehen hatte, wie ein Offizier eines der edlen Pferde prügelte, machte es ihm nichts aus, ein Maultier gegen den Kopf zu treten, weil es sich weigerte, sich anschirren zu lassen. Dieser Hang zur Brutalität war wie eine ansteckende Krankheit. Eigentlich hätten die Männer die verbliebenen Tiere erst recht schätzen sollen, doch stattdessen ließen sie ihre Wut an ihnen aus. Und diejenigen, die es nicht taten, schauten weg. Der Pater, der am Tag des heiligen Franziskus die Tiere segnete, wendete sich ab, wenn er mitbekam, dass ein Zugtier geschlagen wurde. Dasselbe galt für den Hufschmied, der sich beim Aufnageln der Hufeisen immer solche Mühe gab. Jacinto erkannte, dass das Böse immer größer war als die Summe seiner Teile. Manche Männer wollten es nicht sehen, während andere zur Peitsche griffen und mitmachten, doch schlechte Menschen waren sie alle. Das Böse passierte nicht einfach. Man musste sich darauf einigen, auch wenn es meistens ohne Worte geschah.

Yazz war das klügste und mutigste Maultier, das Jacinto kannte. Wieso nur war er in dieser Nacht nicht mit ihr gegangen? Oder in einer der folgenden Nächte, als die anderen flüchteten? Jacinto hatte sich diese Fragen schon tausendmal gestellt. Sein erster Besitzer, ein Priester, hatte ihn nach einem Heiligen benannt, der Wunder bewirken konnte. *Aber ich kann keine Wunder vollbringen*, hatte er gedacht. Und er war auch kein Heiliger. Aber dann wurde Jacinto klar, dass man nur Wunder vollbringen konnte, wenn man mutig war. Und er war nicht besonders mutig. Das war sein Problem.

Und jetzt schleppte er einen unbedeutenden Spanier durch die Gegend. Der Mann hockte auf seinem Rücken wie ein Sack Kartoffeln. Doch noch schwerer als der Fährtsucher selbst wog dessen Gereiztheit. Er war empört, dass man ihm ein Reittier zugewiesen hatte, das unter seiner Würde war. Jacinto spürte die Wut des Mannes mit jedem Hieb der Reitgerte. „Ich bin der Sohn von Don Fernando, dem reichsten Mann von Kastilien“, murmelte der Kerl pausenlos vor sich hin. „Ich bin der vierte Großcousin des Königs. Ja, des Königs. Und außerdem der sechste Cousin des römischen Kaisers. Und die geben mir ein Maultier. Ein dämliches Maultier mit einem Watschelgang.“

Du solltest dich über meinen Watschelgang freuen, dachte Jacinto. *Immerhin hat er dich*